

Die Fahrt nach Hause verläuft zügig und angenehm. Kaum, dass wir losgefahren sind, ist Eva auf dem Beifahrersitz eingeschlafen – wegen der Sonne und der Hitze, nicht wegen der Grappas – und ich trete nur im Notfall die Kupplung. Ich darf gar nicht großartig darüber nachdenken, wie viel mehr teures Benzin man verbraucht, wenn man ein Fünf-Gang-Getriebe als Automatik fährt.

Sobald ich den Wagen vor der Garage abgestellt habe und mein schlafendes Dornröschen neben mir durch ein liebevolles und leider auch ein wenig zu heftiges Zwicken in die Wange geweckt habe, öffnet sich die Haustür wie von selbst und Schwiegermutter tritt heraus.

Das obligatorische Empfangskomitee. Ebenso wenig wie du aus dem Haus rauskommst, ohne dass du dabei auf Evas Mutter stoßen würdest, kommst du auch nicht ins Haus hinein, ohne von ihr in Empfang genommen zu werden.

Nicht etwa, dass sie auf dich warten würde. Nein, sie kommt immer nur gerade zufällig aus dem Haus, weil sie nach der Post sehen will, gucken wie das Wetter ist oder ähnliches.

Im Laufe der Jahre habe ich mich an diese Zufälle irgendwie gewöhnt. An dem Tag, an dem Schwiegermama mich bei einer meiner Heimkehren nicht in Empfang nehmen wird, weiß ich, dass ich mich fürchterlich erschrecken werde.

Ich humpele bewusst langsam und auffällig auf Evas Mutter zu. Sie wird mich nicht fragen, warum ich denn humpele. Das weiß ich ganz genau. Aber in mir lebt stets die vage Hoffnung, dass sie sich eines Tages doch noch für meine Person interessieren würde.

„Hast du alles bekommen?“, ruft sie über meinen Kopf hinweg ihrer Tochter zu.

Ich schaue Schwiegermutter mit schmerzverzerrtem Gesicht an. Sie nimmt mich überhaupt nicht wahr. Sie fiebert Eva und ihren Mitbringseln entgegen.

Einem Geist gleich gehe ich an ihr vorüber ins Haus und quäle mich langsam die Treppe hoch. Ich will nur noch so schnell wie möglich auf mein Sofa, mich dort ausstrecken und entspannen und darauf warten, bis Eva kommt und sich meines verletzten Fußes annimmt. Ich könnte ja schon mal die Schuhe ausziehen, um ihr die Arbeit zu erleichtern. Man hilft ja wo man kann. Und auf dem kräftig dunkelroten Sofa sollte man Blutflecken kaum sehen können.

Schwiegermutter hat ihre Tochter sogleich in Beschlag genommen. Ich höre sie irgendetwas von einer großen Tischdecke faseln, die gebügelt werden müsste und von ihrer *bösen Hand*, die heute so irrsinnig schmerzt.

„Zuerst muss ich mich um Adam kümmern. Kann sein, dass er sich einen Zeh gebrochen hat“, höre ich Eva sagen.

Meine Schwiegermutter unterscheidet prinzipiell wichtiges von unwichtigem.

„Das geht doch ganz fix mit dem Bügeln. Ich habe dir schon alles bereitgestellt und das Eisen eingeschaltet. Ich brauche die Decke morgen. Wir bekommen Besuch“, sagt sie.

Ich schließe unsere Wohnungstür auf und steuere geradewegs das Wohnzimmer an, um mich dort erschöpft auf der Couch niederzulassen.

Melanie sitzt am Esstisch und trinkt Kaffee. Aber auf der falschen Seite. Sie sitzt auf meinem Platz. Was fällt diesem Kind ein?

Meine Tochter ist nicht allein. Jemand sitzt ihr gegenüber und grinst mich an.

Ich bin verwirrt. Wer ist das?

„Hallo, Papa“, begrüßt Pascal mich.

Jetzt fällt es mir wieder ein, dass ich ja auch einen Sohn habe.

„Was machst du denn hier?“, frage ich.

„Ich sitze und trinke Kaffee“, sagt Pascal.

„Aber doch nicht um diese Zeit“, erwidere ich. „Du wohnst in Würzburg und studierst dort. Und ich bezahle die Miete, damit du dort auch bleibst. Oder hattest du dich für heute angekündigt?“

„Ein spontaner Überraschungsbesuch“, klärt mich mein Sohn auf.

„Ich mag keine Überraschungen“, erwidere ich.

„Ich weiß. Deshalb bin ich ja auch da“, meint er.

„Bist du alleine?“, will ich wissen.

„Charlotte muss arbeiten. Sie hat Wochenenddienst im Hotel, in dem sie jobbt“, sagt Pascal.

Ein Esser weniger, denke ich mir.

Im Geiste gehe ich die Vorräte im Kühlschrank durch. Es könnte gerade so reichen, um Pascals permanenten Appetit halbwegs zu stillen. Ebenso wie seine Mutter hat auch er ständig Hunger.

Essen, essen und dabei lang und dürr wie eine Bohnenstange sein. Welch eine Verschwendung von Nahrungsmitteln. Melanie und ich legen durchs Essen wenigstens zu, um für schlechte Zeiten gewappnet zu sein. Im Ernstfall verhungern wir erst Wochen nach Eva und Pascal.

Zwar behauptet mein Sohn stets, der einzige Grund seiner Besuche zu Hause wäre die Sehnsucht nach seiner Familie. Seine Mutter und seine Schwester glauben ihm das auch.

Aber ich kenne meinen Erstgeborenen besser. Mein stets gut gefüllter Kühlschrank zieht ihn immer wieder magisch an. Und er weiß nur zu gut, wie sehr es mich schmerzt und mir das Herz blutet, wenn ich mit ansehen muss, wie er schon zum Frühstück pfundweise Wurst vertilgt, während die preisgünstige Marmelade von ihm unberührt bleibt.

Wenigstens ist er alleine gekommen. Charlotte, seine Freundin mit der er zusammen lebt, ist in Sachen Essen ebenfalls kein Kind von Traurigkeit. Ich mag Charlotte. Ich kann sie gut leiden. Sie ist ein nettes, hübsches Mädel mit einem sehr angenehmen Wesen. Sie könnte glattweg ohne weiteres bei uns einziehen, wäre da nicht dieser mehr als gesunde Appetit. Pascals Appetit allein ist ja schon wie eine Heuschreckenplage biblischen Ausmaßes für meinen Kühlschrank. Die meiste Zeit des Tages denkt er an Essen und Sex.

Wie seine Mutter.

„Wie lange bleibst du?“, frage ich meinen Sohn. Ich überlege, ob er bereits Semesterferien hat und dadurch länger bleiben könnte als es mir lieb wäre.

„Morgen Abend fahre ich wieder. Am Montag habe ich ganz früh eine Vorlesung. Außerdem ist Charlotte dann wieder da und ich bin nicht gerne allein im Bett“, sagt er.

Mir fällt ein Stein vom Herzen. In Gedanken überschlage ich rasch den zu erwartenden finanziellen Schaden, der durch des Sohnes ungeplanten Besuch mich heimsuchen wird. Der Schaden wird sich in zu verkraftenden Maßen halten.

„Dann herzlich willkommen, Sohn“, sage ich erleichtert.

„Hast du meinen Schreibblock?“, fragt Melanie.

„Den bringt deine Mutter mit hoch“, sage ich.

„Wo ist sie eigentlich?“, fragt Pascal.

„Bügeln. Glaube ich“, sage ich.

„Äh?“, fragt Melanie.

„Bügeln“, wiederhole ich. „Ich weiß, das kennst du nicht. Aber davon gehört hast du schon, oder?“

„Oh, Manno“, stöhnt Melanie.

„Nur keinen Stress“, versucht Pascal zu beschwichtigen. „Und? Wie ist es so, Vater? Alles im Lot bei dir?“

Na, endlich. Ich hatte schon befürchtet, er würde gar nicht mehr fragen wie es seinem alten Herrn so geht.

Gerade will ich ihm von meiner schweren Verletzung und den schlimmen Schmerzen erzählen, und dass nicht einmal mein Großvater damals in Stalingrad so viel hatte erleiden müssen wie ich heute, als ich plötzlich die Wohnzimmertür mit voller Wucht ins Kreuz bekomme. Die Türklinke trifft mich genau zwischen drittem und viertem Lendenwirbel. Der Schmerz durchzuckt mich wie ein Blitzschlag.

„Querschnittslähmung!“, ist das erste, was mir durch den Kopf geht. Dann fällt mir ein, dass man den Schmerz heraus lassen muss, um inneren Verletzungen vorzubeugen (das habe ich mal irgendwo gelesen). „Aua!!“, schreie ich aus vollem Hals.

„Pascal!!“, schreit Eva noch lauter. „Das ist aber eine nette Überraschung.“

„Hallo, Mama“, sagt Pascal.

„Du stehst mir im Weg, Adam“, sagt Eva. Sie eilt auf ihren Sohn zu, umarmt und küsst ihn, wobei sie ihm die Tüte, in dem sich Melanies Schreibblock befindet, mitten ins Gesicht drückt.

Pascal versucht irgendwie Luft zu bekommen.

„Ach, da freu' ich mich aber, dass du da bist.“ Eva ist völlig aus dem Häuschen, so als hätte sie gerade den Lotto-Jackpot geknackt. Dabei spielt sie nie Lotto.

Diese Frau freut sich tatsächlich ihren Sohn zu sehen. Eva kann zuweilen recht sonderbar sein.

Pascal versucht immer noch, sich dieser allzu heftigen mütterlichen Umarmungen zu erwehren. Mit wenig Erfolg.

„Ihr macht meinen Block kaputt“, beschwert Melanie sich. „Den brauch' ich noch.“

Eva sieht und hört nichts vor lauter Mutterglück. Sie hat Tränen in den Augen.

„Wie lange bleibst du?“, fragt sie ihren Sohn.

Pascal sagt etwas, was aber nicht zu verstehen ist, da er die halbe Plastiktüte im Mund hat.

Endlich lässt Eva von ihm ab.

Jetzt weiß er es wieder zu schätzen, wie angenehm es ist, wenn man ungehindert atmen kann.

„Nun sag' schon. Wie lange bleibst du?“, wiederholt Eva ihre Frage.

„Bis morgen abend“, sagt Pascal.

„Ach, nur?!“, ruft sie enttäuscht aus. „Kannst du wirklich nicht länger bleiben? Das wäre doch zu schön.“

Ich vernehme die Worte meiner Frau mit Entsetzen. Am Ende lässt Pascal doch noch die Vorlesung sausen, einzig seiner Mutter wegen.

Schließlich hat er ja meine Gutmütigkeit geerbt.

„Mal sehen“, meint er. „Ich telefoniere später mit Charlotte. Falls es ihr passt, dass sie morgen hierher kommt, könnten wir noch zwei, drei Tage länger bleiben.“

Mir stockt der Atem.

Dann fällt mir ein, dass ich ja querschnittsgelähmt bin.

Ich breche zusammen und sinke ohnmächtig zu Boden.

Als ich wieder zu mir komme und die Augen öffne, ist es nicht so, wie ich das erwartet habe. Ich bin davon ausgegangen, auf dem Sofa zu liegen, meinen verletzten Fuß inzwischen liebevoll und medizinisch korrekt versorgt vorzufinden – schließlich habe ich Eva damals gleich nach unserer Hochzeit dieses dicke Buch *Die Hausfrau als Ärztin* gekauft – und in die besorgten Gesichter meiner Lieben zu blicken.

Stattdessen höre ich Eva rufen: „Adam, steh’ auf! Du machst mir den Boden dreckig. Erst gestern habe ich alles durchgewischt.“

Ich bin ein wenig verwirrt. War meine Ohnmacht tatsächlich nur von so kurzer Dauer gewesen? Gibt es so etwas überhaupt? Ich könnte schwören, stundenlang auf dem harten Boden gelegen zu haben.

Dann vernehme ich Melanies Stimme.

„Na, prima. Das ist der falsche Block. Toll! Super! Vielen Dank!“ Verärgert rauscht sie stampfend wie eine Dampflokomotive aus dem Zimmer.

Der Boden, auf dem ich liege, vibriert so stark, dass ich befürchte, das Haus könnte einstürzen – schließlich haben wir billig bauen müssen. Ich kann ihr nicht einmal hinterher eilen, um ihr klarzumachen, dass ich stundenlang nach ihrem blöden Schreibblock gesucht hätte und ich schließlich nichts dafür könnte, wenn der Block, den sie haben wollte, nun mal nicht vorrätig gewesen sei. Soll sie sich doch beim Filialleiter des Drogeriemarktes beschweren gehen.

Ich versuche mich aufzurappeln. Es ist mühsam und qualvoll. Mein Rücken schmerzt höllisch, schlimmer als bei einem Hexenschuss.

Pascal reicht mir eine Hand, an der ich mich hochziehen kann. Zuweilen ist es doch recht praktisch mehr als nur ein Kind zu haben. Melanie hätte mich hier liegen lassen bis ihre Wut verrauchte gewesen wäre. Und so etwas kann bei meiner Tochter mitunter länger dauern. Vor heute abend wäre ich nicht von diesem Fußboden hochgekommen.

Pascal stützt mich und geleitet mich zum Sofa. Im Nachhinein bin ich heilfroh darüber, dass er den Zivildienst abgeleistet hat. Hätten wir ihn zur Bundeswehr geschickt, hätte er mir wahrscheinlich den Gnadenschuss verpasst.

„Ich sehe dann gleich nach deinem Fuß“, sagt Eva. „Ich will nur noch rasch den Tisch abräumen.“

So eine Hausfrau weiß doch stets die richtigen Prioritäten zu setzen, denke ich mir. Ich versuche, mir die Schuhe auszuziehen, was jedoch ziemlich schwierig ist mit dem schmerzenden Rücken, und mein dicker Bauch ist mir bei so etwas sowieso immer noch zusätzlich im Weg.

„Kannst du nicht warten, Adam? Ich bin ja gleich bei dir. Bleib’ einfach nur brav und still da sitzen“, ermahnt Eva mich.

„Das Sitzen tut weh, wegen meines Rücken“, lamentiere ich.

„Dann leg’ dich hin. Sei doch nicht so unbeholfen, Mann“, sagt Eva.

„Seit wann darf ich mit den Schuhen aufs Sofa?“, frage ich erstaunt.

„Pascal, leg’ deinem Vater etwas unter die Füße“, ordnet Eva an, während sie das Kaffeegeschirr der Kinder in die Küche trägt.

Wohnzimmer, Essbereich und Küche sind in unserer Wohnung ein einziger riesig großer offener Bereich. Somit verliert sich unsere Familie nur selten aus den Augen (und ich habe mir damals beim Umbau das Einziehen von zwei zusätzlichen Zwischenwänden erspart. Dafür waren dann aber die großen Fenster und Gauben erheblich teurer gewesen. Aber das ist ein anderes Thema).

Mein Sohn drapiert eines der großen Sofakissen ans untere Ende der Couch.

„Doch nicht das gute Kissen, Pascal“, ruft Eva entsetzt aus der Küche. „Nimm das alte Kissen, auf dem Felix so gerne liegt. Dort auf dem Schaukelstuhl.“

Endlich liege ich ausgestreckt auf der Couch. Ist aber auch nicht besser als zuvor. Da hätte ich auch sitzen bleiben können.

Ich müsste mal zur Toilette. Aber ich will keine weiteren Umstände bereiten. Wenn meine Familie nur zu schätzen wüsste, wie selbstlos ich die meiste Zeit über bin. Außerdem lenkt mich der Druck auf der Blase von den Schmerzen im Rücken und am Fuß ab.

Ich versuche, mich zu entspannen und geduldig zu warten, bis Eva sich meinen Fuß anschaut. Ich freue mich schon darauf, von ihren zärtlichen Händen liebkost zu werden. Vor meinem geistigen Auge sehe ich wie sie mich, als Krankenschwester verkleidet, behandelt. Sie hat das obligatorische Häubchen auf dem Kopf wie ich es aus uralten Filmen wie *Nachtschwester Ingeborg* her kenne. Aber sie trägt keinen Kittel. Evas Schwesterntracht sind ein Paar schneeweißer Strapse. Ansonsten hat sie nichts weiter an (schließlich ist es Sommer und sehr warm). Dann kniet sie neben dem Sofa und untersucht meinen Fuß. Sie hat mir dabei den Rücken zugewandt, so dass, während sie mich verarztet, ich ihren süßen Hintern befummeln kann.

Eine sehr schöne und anregende Vorstellung.

Ich möchte viel öfter verletzt sein.

Plötzlich steht meine Schwiegermutter in der Tür.

Meine *Strapse-tragende-Fata-Morgana-Krankenschwester* löst sich abrupt in Luft auf. Diese Frau dort in der Tür weiß gar nicht, was sie da anrichtet (und selbst wenn sie es wüsste, wäre es ihr egal).

„Kommst du, Eva?“, fragt sie. „Das Bügeleisen glüht schon. Nicht, dass mir noch das Kabel durchschmort.“

„Mutter, ich habe gesagt: nachher“, sagt Eva.

„Jetzt ist doch nachher“, erwidert Schwiegermutter.

„Ich muss mich zuerst um Adams verletzten Fuß kümmern“, beharrt Eva.

Schwiegermama wendet sich mir zu. „Tut's arg weh?“, fragt sie.

Ich hasse solche hinterhältigen Fragen. Wenn ich nun ja sage, dann bin ich in ihren Augen kein richtiger Mann. Lieber möchte ich sterben als vor Schwiegermutter als Memme dazustehen.

Deshalb beiße ich die Zähne zusammen und sage: „Geht schon. Es ist zum aushalten.“

„Siehst du, Eva, deinem Mann geht es gut“, sagt sie.

„Nachher“, wiederholt Eva. „Außerdem will ich vorher auch noch etwas essen.“

Ich schaue auf die Uhr. Seitdem Eva im Dolce Vita gefrühstückt hat sind etwa eineinhalb Stunden vergangen.

Meine arme Eva. Sie muss am verhungern sein.

„Nachher habe ich keine Zeit. Sobald dein Vater seinen Mittagsschlaf beendet hat, will er den Rasen und die Wiese mähen“, gibt Schwiegermama zu bedenken.

„Na, und?“, fragt Eva. „Es stört mich nicht beim Bügeln, wenn Vater mäht.“

„Aber ich muss ihm doch dabei helfen. Du kennst doch deinen Vater. Er macht nichts allein.“

„Dann hilfst du ihm eben. Wo ist das Problem?“, will Eva wissen.

„Ich muss dir doch zeigen, wie man die Tischdecke bügelt“, erwidert Evas Mutter.

„Mutter, ich bin erwachsen“, sagt Eva energisch.

Ups! Nun wird mein Ehegespons leicht ärgerlich.

Ich lausche aufmerksam dem Gespräch der beiden Frauen.

Das könnte noch lustig werden – für mich.

„Was hat das mit meiner Tischdecke zu tun?“, fragt Evas Mutter erstaunt.

„Ich kann bügeln, Mutter“, stellt Eva klar. „Ich brauche dich nicht dazu.“

„Nein, das kannst du nicht. Jedenfalls nicht richtig“, entgegnet Schwiegermutter.

„Und warum fragst du mich dann, wenn du meinst, ich könnte es nicht“, will Eva wissen.

„So habe ich das doch nicht gemeint. Es ist nur, weil diese Tischdecke etwas besonderes ist. Die darf man nur links rum bügeln und auch immer nur in eine Richtung, ansonsten wirft sie Falten, die nie mehr rausgehen“, erklärt ihre Mutter.

„Ich besitze nur ganz normale Tischdecken“, kommentiert Eva lakonisch.

Pascal wird es zuviel. Er verzieht sich raus auf den Balkon. Wahrscheinlich denkt er sich nun: wäre ich doch besser in Würzburg geblieben.

Eva schaut mich an. Ich kenne diesen Blick. Er bedeutet: Nun sag' du etwas, Adam.

Aber ich sage nichts. Am Ende bin ich dann der Dumme.

Ich schließe meine Augen.

„Schau, dein Mann ist eingeschlafen“, höre ich Schwiegermutter sagen. „Besser, wenn du ihn jetzt nicht störst.“

„Wenn er schlafen würde, würde er schnarchen. Hörst du was?“, sagt Eva.

Sie ist sauer. Ich kann es fühlen. Sie ist sauer auf ihre Mutter, aber ihr Unmut richtet sich gegen mich.

Ich hasse Schwiegermamas Tischdecke dafür.

„Dann bügele ich eben selber. Es wird schon irgendwie gehen mit meiner schlimmen Hand. Muss ich eben noch zwei von den Tabletten nehmen, die mir der Arzt verschrieben hat. Das sind ganz starke. Davon bekomme ich jedes Mal Magenschmerzen. Und so ein komisches Augenflimmern. Das steht alles auf dem Beipackzettel“, jammert Schwiegermutter.

Diese Frau ist echt zäh. Sie gibt nicht auf. Niemals. Und sie weiß ganz genau, wenn sonst nichts mehr funktioniert, die Mitleidstour zieht immer bei ihrer Tochter. Eva könnte nicht damit leben, jemanden im Stich gelassen zu haben – nicht einmal ihre Mutter.

Ich spüre den Zwiespalt, in dem sich meine Eva befindet.

Ich tue so, als würde ich schnarchen, um ihr die Entscheidung zu erleichtern. Ich liebe diese Frau nun einmal mehr als das Bedürfnis nach einem schmerzfreien Fuß.

„Meinetwegen, dann bügele ich jetzt die Tischdecke. Aber rasch. Danach muss ich mich endlich um Adam kümmern“, höre ich Eva leise sagen. Sie will mich nicht aufwecken. Süß!

Ich höre noch, wie die beiden die Treppe hinuntergehen, dann schlafe ich wirklich ein.

Ich schnarche nicht nur, ich träume auch.

Und was für Sachen.

Manchmal frage ich mich schon ernsthaft, was mein Unterbewusstsein mir damit sagen möchte. Und ob es mir überhaupt etwas mitteilen möchte. Oder ob es nicht einfach nur plemplem ist. Zuweilen denke ich sogar, dass dieses Unterbewusstsein gar nicht meines ist, sondern dasjenige von irgend jemand anderem, der völlig meschugge ist.

Wenn ich es mir recht überlege, stelle ich mir eigentlich ständig irgendwelche Fragen, nur bekomme ich dann so selten auch vernünftige Antworten darauf.

Ich wäre ja schon heilfroh und zutiefst dankbar, wenn ich wenigstens ein halbwegs normales Unterbewusstsein hätte. Eines, das mich von nackten, willigen, schönen Frauen träumen ließe oder das mir vorgaukeln würde, ich würde gut aussehen, noch besser als George Clooney und Brad Pitt zusammen.

Ich bin ja bescheiden und verlange gar nicht soviel vom Leben und schon gar nicht von meinem Unterbewusstsein. Einfach nur ein wenig Normalität. Sex, Reichtum, Autos. Typische Männerträume eben. Aber denkste! Nicht mit meinem Unterbewusstsein, diesem missratenen Exemplar eines Über-Ichs. Oder Unter-Ichs? Was weiß ich.

Ständig muss ich auf der Lauer sein, wachsam wie ein Luchs, damit dieses Unterbewusstsein nicht mehr Verrücktheiten in mein Hirn projiziert als ich verkraften könnte.

Sogar beim Träumen muss ich noch wachsam sein, anstatt mich einfach nur entspannen zu können. Kein Wunder, dass ich so häufig nicht richtig ausgeschlafen bin und ich mich am nächsten Morgen wie gerädert fühle. Aber erkläre so etwas mal einem Arzt. Der stellt schneller die Einweisungspapiere in die Psychiatrie aus als ich meine sämtlichen Symptome aufzählen könnte.

Noch während der Phase des Einnickens hat mein Unterbewusstsein damit anfangen wollen, mir seine Version von *Silbermonds Das Beste* vorzuträllern. Genau wie ich das geahnt und befürchtet hatte. Aber da war ich vor. Wie ein Wachhund habe ich aufgepasst.

Das sind dann die Momente, in denen ich sehr stolz auf mich bin. Umgehend habe ich mit *Dire Straits* gekontert und mir selbst die lange, siebeneinhalb Minutenversion von *Romeo & Juliet* vorgesungen. Damit hatte mein Unterbewusstsein so gar nicht gerechnet. Es war völlig perplex. Ich hätte zu gerne das verdutzte Gesicht meines Unterbewusstseins gesehen ob meines mentalen Geniestreichs. Ich bemühe mich ja stets, selbst zu bestimmen, was ich träumen werde.

Es klappt leider nur so selten.

*Romeo & Juliet* ist ein gelungener Einstieg. Sofort sehe ich Eva und mich als Romeo und Julia, die beiden unsterblich ineinander Verliebten. Als ob Shakespeare in die Zukunft geblickt hätte und Eva und mich gesehen hätte.

Wir sind in Verona.

Eva steht als Julia auf dem berühmten Balkon und ich als Romeo darunter und schmachte sie an. Ein Bild wie es romantischer nicht sein könnte. Gerade ist der Mond aufgegangen und wirft sein mattes, fahles Licht auf Julias anmutiges Antlitz. In der Ferne trällert die Nachtigall ihr Lied (blöde Vögel, denke ich mir noch), eine laue Sommerbrise weht durch mein kräftiges, dunkles, volles Haar, ein Komet zieht seine Bahn am Firmament, ein glitzernder Regen aus Sternschnuppen rieselt wie Goldtaler auf Julias Haupte nieder.

Gerade will Romeo seine Laute erklingen lassen, um seiner angebetenen Julia die Ode von der unvergänglichen, einzig wahren Liebe vorzusingen, als ich endgültig richtig eingeschlafen sein muss und mein verkorkstes Unterbewusstsein ungehindert die Regie übernehmen kann.

Julia steht immer noch auf dem Balkon. Aber jetzt ist sie nackt wie Gott sie schuf. Sie lässt ihre Brüste übers Geländer baumeln, benetzt mit ihrer Zunge die Lippen des halbgeöffnetes Mundes und zwinkert Romeo schelmisch zu. Dieser wird unten schier verrückt. Er bekommt Stielaugen und sabbert wie ein tollwütiger Hund, den man am besten auf der Stelle erschießen sollte. Romeo will die Balustrade hinaufklettern, wobei ihm allerdings seine mächtige Erektion mehr als hinderlich ist. Zudem hat er auch noch Rückenschmerzen.

Im Traum denke ich mir: Mist. Ich krieg' einen hoch, aber nicht mich selber.

Plötzlich steht Angela neben mir und schaut mich ganz ätherisch an. Angela ist meine älteste Schwester und sie ist heilig. Sehr heilig. Heiliger als der Papst. Und sie ist sehr glücklich, seitdem wir Deutschen Papst geworden sind. Angela trägt eine Nonnentracht. Obwohl ich genau weiß, dass sie im richtigen Leben verheiratet ist, lasse ich sie in meinem Traum so aussehen. Ich denke mir: wenn es ihr gefällt.

An ihrem Revers hat sie einen Button angesteckt, auf dem steht: *Ich bin Papst!*

Ich bin keineswegs überrascht.

Angela betet. Sie betet oft und viel und für alles mögliche. Für Brot in der Welt, für Frieden, für Gerechtigkeit, für die Lebenden und für die Toten, für die Tiere, für den Wald. Genaugenommen betet sie für alles und jeden. Nur nicht für Toleranz. Wozu ist sie schließlich Papst?

Angela sieht auch Engel. Ständig und überall. Engel, die vom Himmel herabsteigen, Engel, die Verstorbene abholen, Engel, die Babys beschützen, Engel, die leuchten und dir den Weg im Dunkeln weisen. Einmal hat sie sogar einen Engel gesehen, der den Straßenverkehr geregelt hat – als eine Ampelanlage ausgefallen war. Als man ihr sagte, dass Schupos, die den Verkehr regeln, immer lange, weiße Lodenmäntel tragen, wollte und konnte sie es nicht recht glauben.

Engel hier, Engel da. Engel vorne, hinten, oben und unten. Angela sieht sie. Sie sieht sie alle. Manchmal frage ich mich, ob ihre Brille wirklich nur eine ganz gewöhnliche von Fielmann ist.

„Was machst du hier in Verona?“, frage ich meine Schwester.

„Ich bin auf dem Weg nach Rom“, antwortet sie leise. Angela spricht nicht, Angela haucht die Worte.

„Zum Papst?“, will ich wissen.

„Ich löse Benedikt ab. Nun bin ich an der Reihe“, haucht Angela.

Schwups, fährt sie gen Himmel auf und ist verschwunden.

„Hast du das gehört, Eva?“, rufe ich zum Balkon hoch.

Eva hört mich nicht. Sie steht auf dem Balkon und fönt gerade ihre Haare. Neben ihr ist Schwiegermutter und bügelt. Dann fällt Schwiegermamas böse Hand ab und fällt mitsamt Bügeleisen vom Balkon herunter, genau auf meinen linken Fuß und zermatscht mir den Mittelzeh.

Ich höre noch Evas Mutter rufen: „Adam, kannst du nicht aufpassen?! Mein Bügeleisen geht kaputt.“

Dann steht Pascal vor mir. Er trägt eine Toga und begrüßt mich mit den Worten: „Quo vadis, Domine.“

Er drückt mir zwei Konzertkarten in die Hand.

„Ich habe die Tickets doch noch bekommen. Wir fahren morgen um zehn. Sei pünktlich“, sagt mein Sohn freudestrahlend. Dann dreht er sich um und zieht seiner Wege. Ich schaue ihm nach. Er zieht einen Böllerwagen hinter sich her. Auf den Böllerwagen ist mein Kühlschrank geladen. Mir wird ganz schlecht.

Ich schaue mir die Tickets genau an. Es sind Eintrittskarten für ein Konzert von Frank Kellermann in Hamburg. Morgen schon. Den kenne ich gar nicht. Wer ist dieser Frank Kellermann? Noch nie etwas gehört von ihm. Was macht der überhaupt für eine Musik? Kennt überhaupt irgendwer diesen Kerl? Und dann auch noch Hamburg. Pfft! Wenn es wenigstens in einer schönen Stadt wäre.

Ich schaue wieder zum Balkon hoch. Eva ist fertig mit Fönen. Jetzt jammert sie. „Blöde Haare. Nie bekomme ich sie so hin, wie ich das will. Adam, ich muss dringend zum Frisör“, ruft sie von oben herab.

Ich höre Autoreifen quietschen. Melanies alter Nissan Micra kommt direkt neben mir zum Stehen. Ihr hübsches rundes Gesicht lugt aus dem geöffneten Faltdach hervor und lächelt mich freudestrahlend an. Ich mag es, wenn meine Tochter lacht. Sie hat so ein schönes Lächeln.

„Wie kommst du denn jetzt hierher?“, frage ich.

„Och, ich bin nur mal eben rasch um den *Block* gefahren“, meint Melanie.

Dann sehe ich neben ihr Beate sitzen. Beate ist die beste Freundin meiner Tochter und sie hat auch ein rundes Gesicht. Außerdem ist sie so eine Art zweiter Tochter von mir. Quasi wie adoptiert. Von den einundzwanzig Jahren, die Beate alt ist, hat sie – über die Zeit gerechnet – gut und gerne zehn Jahre bei uns verbracht. Sie hat bei uns geschlafen, gewohnt und gegessen.

Alle wollen immer bei mir essen.

Beate trägt ein ärmelloses graues Top und hat einen Turban auf dem Kopf.

Oha, konvertiert, denke ich noch, als ich bemerke, dass ich aufgewacht bin und die beiden jungen Damen leibhaftig vor mir stehen.

Aber Beate hat immer noch den Turban auf dem Kopf. Dieses Mädchen läuft wirklich so in der Gegend herum.

„Ist schon wieder Karneval?“, frage ich.

„Nöööö, Haare gewaschen und ein Handtuch um den Kopf gewickelt“, sagt Beate mit einem Grinsen im Gesicht.

„Was sagt denn deine Mutter dazu, dass du mit ihren Handtüchern durchs Dorf läufst? Ist ihr das nicht peinlich?“, will ich wissen.

„Ist ja nicht ihr Handtuch. Ist eures“, sagt Beate.

„Ihr habt unsere Handtücher bei euch zuhause?“ Ich bin etwas irritiert. Oder noch nicht richtig wach. Oder beides.

„Beate hat sich hier die Haare gewaschen“, sagt Melanie.

„Hab' Stress mit meiner Mutter“, fügt Beate erklärend hinzu.

Obwohl sich mir der kausale Zusammenhang diesbezüglich nicht wirklich erschließt, nicke ich und tue so als hätte ich es verstanden.

„Wie fühlst du dich, Papa? Besser?“, fragt meine Tochter.

Es tut so verdammt gut, wenn die Kinder sich um einen sorgen.

„Weiß noch nicht. Frag' mich noch mal, sobald ich richtig wach bin“, erwidere ich. „Ist deine Mutter noch beim Bügeln?“

„Ach, wo. Die sitzt mit Pascal draußen auf dem Balkon. Kaffeetrinken“, bringt Melanie mich auf den neuesten Stand.

„Während ich hier am Verbluten bin? Sie wollte mich doch verarzten“, beschwere ich mich.

„Alles längst erledigt. Ewig her“, sagt Melanie.

Von wegen: ewig hier. Ich war doch nur ganz kurz eingedöst. Außerdem hätte ich das doch mitbekommen. So eine Amputation spürt man doch.

Ich bemerke, dass ich keine Schuhe mehr an habe. Und keine Strümpfe. Meine Füße sind nackt. Nun kann Beate meinen Fußpilz sehen. Das ist mir peinlich. Dann fällt mir ein, dass wir den Leuten, die meiner nackten Füße ansichtig geworden sind, immer erzählt haben, es handele sich hierbei um eine schwere Form von Neurodermitis. Das beruhigt mich wieder.

Ich hebe den Kopf, um mir meinen teilamputierten, bandagierten Fuß anzusehen. Ich zähle rasch die Fußzehen durch. Ich komme auf fünf. Ich zähle noch einmal. Immer noch fünf. Seltsam. Dann sehe ich, dass ich die Beine übereinander geschlagen habe, womit bezüglich meiner Füße jetzt links ist wo eigentlich rechts sein sollte.

Ich mache die Beine auseinander und fange erneut an zu zählen. Wieder ist das Ergebnis fünf. Sämtliche Zehen sind noch da und dort, wo sie hingehören. Ich sollte erfreut und erleichtert sein darob. Aber nicht mal einen Verband habe ich am Fuß. Wie ist das möglich? Hat Eva neuerdings heilende Hände?

„Was ist nun mit meinen Fuß“, frage ich meine Tochter.

„Sieht gut aus“, sagt sie. „Obwohl, die Fußnägel könntest du dir mal wieder schneiden.“

Kleinigkeiten, denke ich.

„Wo ist der Verband?“, will ich wissen.

„Der Zeh ist lediglich ein wenig bläulich. Da lohnt es keinen Verband“, sagt Beate.

Melanies Freundin ist so klug.

Die Balkontür geht auf.

Mir dröhnt es plötzlich fürchterlich im Kopf.

Na, toll, denke ich, jetzt bekomme ich auch noch Migräne.

Dann registriere ich, dass das Dröhnen von Schwiegervaters höllischem Rasenmäher herrührt.

„Ausgeschlafen?“, fragt Eva, die ins Zimmer gekommen ist.

„Wie spät ist es?“, will ich wissen.

„Kurz vor drei“, sagt Eva.

„Da war ich wohl richtig eingeschlafen, oder?“

„Und wie. Ich wusste gar nicht, wohin. Du hast hier drinnen geschnarcht wie ein Verrückter und draußen mäht Vater mit den Nachbarn um die Wette. Drei Rasenmäher gleichzeitig. Von wegen Idylle auf dem Land. Ich habe Kopfschmerzen. Haben wir noch Dolormin im Haus?“, lamentiert Eva.

„Ich muss zur Toilette. Denkst du, ich kann schon aufstehen?“, frage ich.

„Soll ich dir Krücken holen? Oder meinst du, ein Rollstuhl wäre angemessener?“, fragt Eva zurück.

Sie hat so ihre ganz eigenen Methoden, um mir zu sagen, dass mir nichts fehlt.

Ich erhebe mich vom Sofa und will zur Toilette gehen.

„Nicht mit deinen nackten Füßen“, ermahnt Eva mich. „Du machst mir mit deinen Abdrücken nur den Boden fettig. Schau, ich habe dir deine Sandalen bereit gestellt.“

Nachdem ich in die Sandalen geschlüpft und aufgestanden bin, erwarte ich, dass mich die Schmerzen durchzucken, sowohl vom Fuß als auch vom Rücken her.

Aber nichts da. Keine Schmerzen. Wie erholsam doch so ein bisschen Schlaf sein kann. Bei dem Gedanken, dass ich nun doch nicht in Sandalen zum Nachtflohmarkt gehen muss, breitet sich ein zufriedenes Lächeln auf meinem Gesicht aus.

Eva vermeint irrtümlicherweise das Lächeln gelte ihr.

„Grins' nicht, Adam. Ich hab' Kopfweh'. Ich ertrage das jetzt nicht“, sagt sie.

„Ich geh aufs Klo“, sage ich.

„Und setz' dich bitte dabei hin. Du zielst so schlecht nach dem Aufstehen. Ich habe keine Lust, immer hinter dir her zu wischen“, gibt sie mir mit auf den Weg.

Natürlich setze ich mich nicht aufs Klo, und Pfützen mache ich auch keine (zumindest keine, die ich auf Anhieb sehen würde).

Es gibt nun mal Dinge, die ein Mann im Stehen erledigen muss, wenn er nicht die Achtung vor sich selbst verlieren will.

Und diese Welt ist doch eine ungerechte – zumindest ist sie es zu mir.

Eva beschwert sich lautstark, wenn mir beim Pinkeln mal was daneben geht und was allerhöchstens ein Dutzend mal im Jahr vorkommt. Und dabei will ich nicht einmal meine gestörte Motorik als Entschuldigung anführen. Ich habe mal über einen Monat hinweg exakt Buch geführt und es dann aufs Jahr hochgerechnet (wozu bin ich kaufmännisch versiert und kann gut mit Zahlen umgehen). Im Schnitt muss ich sechs Mal am Tag zum Pinkeln auf die Toilette. Das macht rund 2200 *Stand-Ups* im Jahr. Ein Dutzend Mal davon geht etwas daneben. Das ist nicht einmal ein halbes Prozent. Lächerlich. Aber Eva tut so, als sei die Toilette permanent von Harnstoff regelrecht überflutet.

Meine drei Tropfen im Jahr sind ein Drama macbeth-haftigem Ausmaßes, wohingegen die unzähligen Haarnester meiner beiden Mitbewohnerrinnen, die wie Dekomaterial beinahe jeden Winkel des Badezimmers drapieren, nicht der Rede wert sind.

Ich habe ja kaum noch Haare auf dem Kopf, dafür Eva und Melanie um so mehr. Meine Tochter hat wunderschönes langes Haar. Und sie hat reichlich davon. Viel. Sehr viel. So viel, dass sich ein Teil ihrer Haare wohl denkt: wir gehen aus, machen für die nachwachsenden Platz und erkunden dafür die Welt. Und dann liegen diese Haare herum, vorzugsweise im Badezimmer. Ich habe keine Ahnung, warum. Vielleicht, weil es dort immer so schön warm ist. Und dann bilden diese ausgefallenen Haare regelrechte Nester, so als wollten sie brüten und ihren eigenen Haarnachwuchs züchten. Im Stillen rechne ich damit, irgendwann im Badezimmer auf mir völlig fremde Haare zu stoßen und mir dann in meiner Naivität einzureden, es seien Junge von Melanies Haaren.

Als ich das Badezimmer verlasse, schlüpft Melanie an mir vorbei ins Bad.

Auf dem Weg zum Balkon höre ich sie ärgerlich ausrufen: „Typisch! Die Klobrille oben.“

Ich wusste doch, dass ich etwas vergessen habe.

Ich brauche dringend einen Kaffee, um richtig wach zu werden.

Es ist Sommer und da gibt es den Nachmittagskaffee nur draußen auf dem Balkon. Selbst wenn es regnen sollte. Wozu ist der Balkon überdacht?

Als ich mich zu Eva und Pascal auf dem Balkon geselle, dröhnen nur noch zwei der Rasenmäher. Einer ist bereits ausgeschieden. Beim obligatorischen Dorfidiyll-Rasenmähen geht es nicht darum, wer als Erster fertig ist, sondern wer am längsten kann.

Ich spähe über die Balkonbrüstung. Schwiegervater schiebt den Mäher tapfer vor sich her, während Schwiegermutter mit der Schubkarre hinterdrein tritt, um das geschnittene Gras aufzunehmen, sobald der Mähkasten voll ist, um es hinterm Gartenzaun zu entsorgen. Evas Vater liegt also noch gut im Rennen. Nur der Nachbar linker Hand hält noch mit, wohingegen der Nachbar zur Rechten bereits ausgeschieden ist. Kein Wunder, wenn er jede Bahn auch nur einmal mäht und nicht

wie mein Schwiegervater mindestens dreimal. Der Rasenmäher des linken Nachbarn gibt erste Stottergeräusche von sich. Aha. Benzinmangel. Ich vermute, er wird in Kürze ebenfalls ausscheiden. Eindeutiger Tagessieger: mein Schwiegervater.

Eigentlich ist es wie immer. Mein Schwiegervater ist quasi der Michael Schuhmacher der Rasenmäher Formel Eins. Sieg um Sieg. Unbesiegbar. Teutonisch. Ein Titan! Plötzlich sehe ich vor meinem geistigen Auge meine Schwiegermutter als Boxenluder vor mir.

Erschrocken wende ich mich von der Rasenmäherei ab und wieder meiner Familie zu.

Eva hat mir Kaffee eingeschickt. Diese Frau weiß genau, wann ich was nötig habe. Und Kaffee ist nun mal für mich das allerwichtigste, nachdem ich aufgestanden bin. Egal, ob morgens, mittags oder abends. Ich bin so unendlich dankbar dafür, dass Kolumbus sich damals auf seinem Weg nach Indien so fürchterlich verfahren hat und in der Neuen Welt gelandet ist. Was würden wir heute nur ohne Kaffee machen? Was wäre das für ein fades Leben. Wäre es überhaupt ein Leben?

Ich lasse den Blick über den Tisch schweifen.

„Suchst du was?“, will Eva wissen.

„Süßstoff fehlt“, sage ich.

„Habe ich vergessen. Sorry“, meint Eva.

Ich will mich vom Stuhl erheben, aber sie legt mir die Hand auf die Schulter. „Bleib sitzen. Ich hol’ dir den Süßstoff.“

„Ich bin schon groß“, entgegne ich. „Ich kann das allein und ich weiß auch, wo im Schrank der Süßstoff steht.“

„Schone dich. Schließlich bist du verletzt“, meint Eva.

Sie drückt mich etwas fester in den Stuhl zurück als es nötig gewesen wäre. Ich füge mich der rohen Gewalt und bleibe sitzen.

Während Eva in die Küche eilt, schiebe ich mein T-Shirt etwas zur Seite, um nachzusehen, ob sie mir einen blauen Fleck auf der Schulter gemacht hat. Meine Haut ist beinahe ebenso sensibel wie ich selbst. Nichts zu entdecken. Kein Hämatom. Ich bin erleichtert. Ich habe eine schöne Schulter, finde ich. Adonis wäre grün vor Neid.

Mir gegenüber sitzt Pascal. Er ist in ein Buch vertieft. Ich versuche den Buchtitel zu lesen. *Die Dialektzonen im Fränkischen* steht da. Ich dachte, mein Sohn würde Deutsch studieren. Dialekte kann er auch so lernen. Da muss er lediglich dreimal in der Woche in die Dorfkeiße gehen. Dort hat er Dialekt genug. Und das hat dann so wenig mit deutsch zu tun wie finnisch mit chinesisches.

Ich bin verwirrt. Ich frage mich, für was so etwas gut sein soll. Etwa, um später die Kinder besser verstehen zu können, falls er an einer Dorfschule angestellt werden sollte? Mir kann es egal sein. Pascals Professoren werden schon wissen, was sie ihren Studenten an Pflichtlektüre aufbrummen. Schließlich werden die Dozenten dafür bezahlt, das Richtige zu lehren.

Vor Pascal auf dem Tisch steht nicht nur eine Kaffeetasse, sondern daneben auch noch ein Teller, ein Brotkorb, die Butterdose und eine Tupperdose, in der Eva die Wurstwaren lagert.

„Hast du schon wieder Wurst gegessen, Sohn?“, frage ich.

Pascal schaut von seinem Buch auf und nickt.

„Zum Nachmittagskaffee?“, frage ich verständnislos.

„Kuchen gab es ja keinen“, antwortet mein Sohn lapidar.

Eva kommt mit dem Süßstoff zurück. „Wenn ich gewusst hätte, dass du heute kommst, hätte ich einen Kuchen gebacken, Pascal. Den gedeckten Apfelkuchen, den du so gerne magst“, meldet sie sich zu Wort.

„Kein Problem, Mama. Ich esse auch anderes. Zur Freude meines Vaters.“ Pascal grinst mich an.

„Ich überlege gerade“, sagt Eva. „Ich müsste alles im Haus haben. Für morgen könnte ich einen Apfelkuchen backen. Magst du, Pascal?“

Ich denke mir: mir backt nie jemand einen Kuchen. Einzige Ausnahme: Evas berühmter Quarkstollen zu Weihnachten. Aber da muss ich schon ab Ende Oktober darum betteln, weil die Kinder den Stollen nicht mögen und Eva es eigentlich als unnötig erachtet, nur meinerwegen einen Stollen zu backen.

„Du hättest den Apfelkuchen ja auch für mich backen können“, sage ich.

Eva tätschelt mir den Bauch. „Du brauchst keinen Kuchen, mein Lieber. Jedenfalls nicht im Sommer, wenn du mit enganliegenden Shirts herumläufst. Im Winter kannst du Stollen essen.“

Eva kümmert sich stets so überaus rührend um mich und will immer nur das Beste für mich.

Ich bin ein gesegneter Mann.

„Bist du fertig mit Essen?“, fragt sie ihren Sohn.

Bevor Pascal antworten kann, insbesondere bevor er die falsche Antwort geben könnte und nein sagen würde, sage ich rasch: „Klar ist er fertig. Oder soll ich heute abend nur Butterbrot essen?“

„Seit wann möchtest du Butterbrote, wenn wir grillen?“, fragt Eva.

„Wir grillen?“, frage ich zurück.

„Das hab' ich dir doch gesagt“, meint Eva.

„Wann?“, will ich wissen.

„Anfang der Woche“, sagt sie.

Ich erinnere mich vage daran. „Wir hatten Anfang der Woche es ins Auge gefasst zu grillen, falls zum Wochenende schönes Wetter sein sollte“, stelle ich richtig.

„Heute ist doch schönes Wetter“, meint Eva.

Da ist sie wieder: Evas Logik gegen die ich so machtlos bin.

Ich überlege, ob meine Überraschung mit dem Besuch des Nachtflohmarktes damit hinfällig geworden sein könnte.

„Wann?“, frage ich.

„Heute“, wiederholt Eva. „Hörst du mir nicht zu?“

„Ich meine, um wie viel Uhr?“, präzisiere ich.

„Um sechs, dachte ich“, meint sie.

Das haut zeitlich noch hin, überschlage ich rasch im Kopf. Um sechs werfe ich die Steaks auf den Grill, von halb sieben bis sieben Fütterung der Meute, danach die obligatorischen zwei Verdauungszigaretten, dann können wir zwischen Viertel nach Sieben und halb Acht aufbrechen. Ich bin einigermaßen beruhigt. Im Gegensatz zu einem normalen Tageströdelmarkt muss man bei einem Nachtflohmarkt nicht allzu früh dort erscheinen, weil viele Leute lieber warten bis es dann auch wirklich schon dunkel geworden ist. Psychologie der Massen.

„Vielleicht möchte aber Papa etwas essen“, meint Pascal.

„Dein Vater hat tagsüber keinen Hunger. Nur abends. Dafür aber dann um so mehr. Was glaubst du, warum er so dick ist?“, klärt Eva ihren Sohn auf.

Sie räumt den Tisch ab.

Plötzlich umfängt mich eine absolute Stille.

Ich erschrecke mich tierisch. Und ich bin verwirrt.

Mein erster Gedanke ist: ich bin tot.

Jetzt ist es passiert. Der Herzinfarkt, auf den ich schon seit Jahren warte. Aber dann denke ich, dass es sehr unwahrscheinlich sein dürfte, tot zu sein und gleichzeitig immer noch am Tisch zu sitzen und Kaffee zu trinken.

Andererseits wäre es das erste Mal, dass ich tot wäre und niemand weiß, was einem nach dem Ableben erwartet. Vielleicht nimmt man ja das, was man als letztes in seinem Leben gesehen hat als letzte Erinnerung mit ins Jenseits. Quasi ein Schnappschuss für die Ewigkeit. Wäre zumindest theoretisch denkbar und das Gegenteil zu beweisen, dürfte schwierig werden. Schließlich ist noch keiner von den Toten zurückgekehrt, der erzählen hätte können, wie es tatsächlich zugeht im Jenseits.

Die Aussicht, nun für alle Ewigkeiten mich selbst beim Kaffeetrinken zu sehen, mir gegenüber mein Sohn, der gerade die Hälfte meiner Wurstvorräte vertilgt hat, ist nicht etwas, was mich sonderlich erbauen würde. Wenn ich das gewusst hätte. Ich hätte doch darauf geachtet, dass das letzte, was ich in meinem Leben gesehen hätte, Eva im gleichnamigen Kostüm gewesen wäre. An diesem Anblick hätte ich garantiert für alle Ewigkeiten meine Freude gehabt.

Aber nun ist es zu spät. Und man stirbt ja schließlich nur einmal, soweit ich weiß. Sogar im Tod werde ich noch vom Pech verfolgt. Ich bin der deprimierteste Verstorbene, den das Jenseits je gesehen hat.

Irgendetwas fuchtel mir vor der Nase herum.

Dann höre ich Stimmen.

Die Engel, die meine Schwester Angela immer sieht, denke ich. Sie kommen mich holen.

„Hallo, jemand zuhause?“, ruft jemand.

„Was ist mit ihm?“, fragt jemand anderer.

„Huhu! Hierher sehen“, höre ich die Stimme.

„Adam, nun sag' doch endlich was“, werde ich bedrängt.

Zumindest kennen die Engel meinen Namen, denke ich.

„Vielleicht ist es wegen der Hitze. Hitzschlag“, sagt wer.

Herzinfarkt, denke ich für mich. Aber ich sage nichts.

Ich mag mich nicht mit Engeln streiten.

Ich höre ein Schnippen, ganz nah an meinem Ohr. Gleichzeitig sehe ich Hände, dir vor meinen Augen wedeln. Dann erkenne ich Pascal, der sich zu mir herüber gebeugt hat.

Ach herrje, durchfährt es mich. Mein Sohn ist auch tot. Ich bin ganz traurig.

Jemand kneift mich in die Wange.

Ich drehe den Kopf zur Seite und sehe Eva neben mir stehen. Sie ist ganz blass im Gesicht.

Welch eine Tragödie, denke ich. Die ganze Familie. Alle tot. Ich könnte heulen.

Die Engel, die mich abholen sollen, sehen aus wie meine Frau und mein Sohn.

Nette Geste, denke ich.

Aber warum haben sie keine Flügel?

Das irritiert mich.

Dann merke ich, wie ich heftig an der Schulter gerüttelt werde. In diesem Moment erkenne ich, dass ich nicht tot bin. Engel würden niemals so rabiat sein. Engel sind sanftmütige Wesen. Heftige Erschütterungen erfährt man nur durch die eigene Familie.

Ich schaue Eva und Pascal verwundert an.

„Aua!“, sage ich, sowohl um ein Lebenszeichen von mir zu geben als auch darauf hinzuweisen, wie sehr es mir missfällt, derart heftig geschüttelt zu werden.

„Geht's wieder? Alles in Ordnung?“, fragt Pascal.

„Hört ihr das?“, frage ich.

„Was?“, will Eva wissen. „Ich höre nichts.“

„Ja, eben“, sage ich.

„Was meinst du?“, fragt Pascal, der sich inzwischen wieder hingezettelt hat.

„Diese merkwürdige Stille. Es ist so ruhig. Geradezu unheimlich“, sage ich.

„Die Rasenmäher sind aus“, meint Eva.

Ich schaue übers Balkongeländer. Tatsächlich. Ich bin es nicht gewohnt, auf meinem Balkon zu sitzen, ohne dass mich dabei höllischer Lärm umgibt.

„Das hättet ihr mir auch sagen müssen. Ich wäre beinahe gestorben vor Schreck“, beschwere ich mich.

Eva schüttelt den Kopf. „Du hast echt einen an der Waffel, mein Lieber. Am Montag mache ich dir gleich einen Termin beim Neurologen. Du musst dringend deinen Kopf untersuchen lassen.“

Spricht's und verschwindet wieder in der Küche, um dort zu tun, was sie dort tun muss. Sie hat immer irgendwas irgendwo in der Wohnung zu tun. Kein Wunder, wenn ihr so viele interessante Dinge draußen in der Welt entgehen. Aber dafür hat sie ja mich. Ich passe auf, was draußen vorgeht und erzähle Eva dann drinnen davon, auch wenn es sie dann meistens gar nicht interessiert.

Pascal vergräbt sich erneut in seine Lektüre, während ich mir eine Zigarette anzünde, mich genüsslich in meinen Sitz lümmele und diese seltene Ruhe genieße. Das ist es, was ich mir immer in meinen naiven Träumen vorgestellt habe, wenn ich an ein geruhames Leben auf dem Lande gedacht habe.

Diese Stille und dieser Frieden. Diese Anmut und dieser Liebreiz der Landschaft. Dieser weite, ungehinderte Blick auf Feld und Flur, soweit das Auge reicht, ein Meer aus Farben, blühende Wiesen, auf denen sich Bienen und Schmetterlinge tummeln, goldgelbe Kornfelder, Ähren, die sich sanft im Winde wiegen, Schwalben, die hoch am blauen Himmel ihre Kreise ziehen, die Sonne, die mir mit ihren Strahlen ins Gesicht lacht. Jetzt fehlt nur noch diese altmodisch gekleidete Frau mit dem absurden Hut auf dem Kopf, die durch die Felder radelt, so wie ich das aus der Rama-Werbung kenne.

Dies sind die Momente, in denen ich mich gemeinsam mit meinen Kindern auf einer Anhöhe stehen sehe, ich mit ausladenden Gesten auf das vor uns liegende weite Land zeige und zu ihnen sage: „Seht ihr, Kinder, das alles hier wird eines Tages einmal euch nicht gehören, weil ich so arm bin.“ Dann steige ich auf mein Pferd und reite in den Sonnenuntergang und Lee Marvin singt mit seiner kehlig rauchigen Stimme *I was born a lonely star ...*

Für den Rest meines Lebens könnte ich hier auf dem Balkon sitzen bleiben und dieses ruhige Idyll genießen, vorausgesetzt man würde mich regelmäßig mit Zigaretten und frischem Kaffee versorgen.

Das Leben könnte so schön sein. Ein gut gefülltes Bankkonto, ein Haus auf dem Lande, keine Rasenmäher, keine Heckenscheren, keine Rasentrimmer, keine Hochdruckreiniger, keine Bohrmaschinen, keine Nachbarn, keine Schwiegereltern, Kinder, die bereits aus dem Haus sind und eine Frau, die nicht ständig frieren würde und die bei jedem Wetter nackt herumlaufen würde, keine Hypotheken aufs Haus und keinen Fußpilz.

Das Paradies mag es wohl nicht geben, aber man kann es sich vorstellen.

„V-a-n-e-s-s-a!“, schrillt es plötzlich von nebenan herüber.

Aus mit der Ruhe! Es wäre auch zu schön gewesen, wenn es länger als fünf Minuten gedauert hätte.

„Vanessa! Komm hierher! Hier zur Mami! Ich sage es nur einmal“, höre ich die Nachbarin rechter Hand zedern.

Diese Frau hat eine schrecklich enervierende Stimme. So etwas sollte verboten sein oder zumindest mit einer Sondersteuer belegt. Ich kenne niemanden mit einer solch hohen und schrillen Stimme wie sie Frau Nachbarin hat. Man sollte ihr die Stimmbänder zwangsoperieren. Das Stimmorgan dieser Frau grenzt an massive Körperverletzung.

Sofort schmerzen mir wieder die Ohren. Nur eine halbe Oktave höher noch wenn sie sprechen würde und mein Trommelfell würde sich in Nichts auflösen.

„Vanessa!“, ruft sie erneut. „Ich habe dir gesagt, dass ich es dir nur einmal sagen werde. Jetzt sage ich es also noch mal: ich sage es nur einmal.“

Ich halte mir die Ohren zu. Ich weiß nicht einmal, was mir mehr zu schaffen macht: die Stimme dieser Frau oder das, was sie sagt.

Im Stillen hoffe ich, dass diese kleine Göre endlich auf ihre Mutter hören will. Andererseits denke ich mir: Wahrscheinlich hält sich das Kind ebenfalls die Ohren zu. Kleinkinder haben eine natürliche Abneigung gegen alles widernatürliche.

„Ich hole den Papa. Dann kannst du aber was erleben. Der schimpft dich richtig aus“, höre ich die Nachbarin weiter schrillen. Nicht einmal Ohrenzuhalten ist ein probates Mittel gegen diesen phonetischen Terrorakt. Manchmal denke ich, dass gehörlose Menschen sich wohl nicht immer im Klaren darüber sind, welches Glück sie in gewisser Weise haben. Was die alles nicht mitanhören müssen.

Sogar Pascal, den normalerweise nichts und niemand so leicht aus der Ruhe bringen kann, blickt von seinem Buch auf und macht eine mürrische Miene.

„Ach, nein“, stöhnt er. „Sind die nicht in Urlaub gefahren?“

„Ich glaube, sie wollte den Urlaub telefonisch buchen und da hat der Hotelbesitzer die Reservierung dann verweigert“, mutmaße ich.

„Ich gehe jetzt den Papa holen. Das hast du nun davon“ quiekt die Nachbarin und verschwindet im Haus.

Ich höre wie ihre fünfjährige Tochter auf dem Rasen heruntollt und singt und sich freut.

Kluges Kind, denke ich.

„Diese Frau ist eine wahrhaftige Sirene“, beschwert Pascal sich.

„Nun tust du aber dem alten Homer Unrecht“, sage ich. „Hätten bei den alten Griechen sich die Sirenen so angehört wie diese Frau, man hätte Odysseus nicht an den Schiffsmast binden müssen, damit dieser nicht dem sirenenhaften Liebreiz verfallen würde. So triebgeil wäre nicht einmal Odysseus gewesen, dass er auf einen derartigen Lockruf hereingefallen wäre. Im Gegenteil. Er hätte die Insel schnurstracks angesteuert und jede einzelne der Sirenen mit seinem Schwert erschlagen. Apropos. Hängt der alte Säbel von Evas Großvater noch im Keller an der Wand und würdest du ihn mir bringen?“

Die Nachbarin ist zurück auf dem Rasen. Allerdings ohne ihren Mann.

Ich vermute ja, dass ihr Mann sich gleich morgens nach dem Aufstehen Wachs in die Ohren tropft und erst spät abends wieder entfernt.

Dafür ist Sascha, ihr Sohn, mit herausgekommen.

Und schon höre ich sie wieder quieken: „Sascha! Du sollst doch nicht mit nacktem Oberkörper herumlaufen. Denke an die UV-Strahlen. Die sind ganz böse zu deiner Haut.“

Diese Frau hat nicht nur eine fürchterliche Stimme, sie ist auch nicht richtig im Kopf. Eindeutig.

Sascha hört ebenso wenig auf seine Mutter wie seine kleine Schwester. Er schnappt sich einen Ball und spielt Fußball mit der Fünfjährigen.

Pascal steht auf und verzieht sich nach drinnen.

„Feigling!“, rufe ich ihm nach.

„Das ist mir echt zu heavy“, meint Pascal. „Außerdem ist es mir auch zu warm hier draußen. Zum Lernen brauche ich einen kühlen Kopf. Wir sehen uns dann beim Grillen wieder.“

Da sitze ich nun mutterseelenallein auf dem Balkon, verlassen von allen, die ich liebe und schutz- und hilflos der Nachbarin scheußlicher Stimme ausgeliefert. Nicht einmal Hiob wurde mit solch einem schweren Schicksal geschlagen. Dem alten Hiob wurden lediglich das Vieh und seine beiden Töchter von Gott genommen. Zugegeben, die Sache mit dem Vieh war hart, aber die Töchter waren eh hässlich.

„Schaut her, ihr beiden“, höre ich die Nachbarin jammern. „Jetzt habt ihr mich ganz traurig gemacht. Ich gehe ins Haus und rede den ganzen Tag kein Wort mehr mit euch.“

Die Kinder fangen an zu rennen und zu johlen und Freudenrufe auszustoßen, und ich bin versucht, mich spontan auf die Knie zu werfen, um Gott für diese ungezogenen Kinder zu danken und zu preisen.

Dann fällt mir ein, dass ich ja gar nicht religiös bin und auch nicht gerne knien mag.

Gerade will ich wieder damit beginnen, die Ruhe zu genießen – spielende Kinder empfinde ich nicht als Lärmbelästigung, sondern als ein naturgegebenes Übel – da höre ich, wie die Nachbarin anfängt, Klavier zu spielen.

Sie spielt genauso Klavier wie sie spricht: schrill und schrecklich.

Nun wird es auch mir zuviel. Ich werde ins Wohnzimmer gehen, meine *Pink Floyd* DVD in die Surroundanlage einlegen und mir in voller Lautstärke reinziehen. Warum sollen immer nur die anderen Krach machen dürfen?

Es gibt nur eines, was für meine Ohren schlimmer ist als die Stimme der Nachbarin. Die Stimme meiner Schwiegermutter, wenn sie nach jemandem ruft, so wie jetzt gerade von unten vor dem Balkon.

„Bascal! Bascal!“, ruft sie. Sie ist gebürtig aus dem Erzgebirge, dort, wo man harte Konsonanten weich ausspricht und weiche hart. Und nicht nur beim Sprechen gilt diese traditionelle eigentümliche Grammatikregel bei ihr, sondern auch beim Lesen. So hat sie einmal als wir *Tabu* spielten, den Begriff *Organ* tatsächlich als *Orkan* versucht zu erklären und sich sehr darüber gewundert, warum ihre Mitspieler partout nicht auf die Lösung kommen wollten. Ich erinnere mich noch wie Melanie sie fragte: „Oma, meinst du vielleicht Organ?“

„Ja, genau. Orkan meine ich“, Sie hat bis heute noch nicht wirklich verstanden, warum dann alle lachten.

„Bascal! Bascal!“, ruft meine Schwiegermutter unablässig weiter.

Da ich weder Pascal noch Bascal heiße, reagiere ich nicht auf das Rufen. Ich bin ja nicht gemeint. Außerdem bin ich gespannt, wann sie endlich damit aufhören wird. Man sollte doch annehmen können, dass jemand weiß, dass derjenige, nach dem man ruft, nicht anwesend ist, wenn der Gerufene sich nicht meldet.

Sogar meine Schwiegermutter sollte selbständig soweit denken können, sage ich mir.

„Hast du mich nicht rufen hören?“, fragt sie. Ihr Ton klingt reichlich pikiert und auch ein wenig ärgerlich. Sie ist die Freitreppe zum Balkon hochgekommen und steht nun vor der geschlossenen kleinen Eisentür zum Eingang des Balkons.

Ich achte ja stets darauf, dass diese Eisentür möglichst geschlossen ist. Dadurch wird in solchen Situationen wenigstens ein Minimum an Abstand zwischen Evas Mutter und mir gewahrt.

Ich mag es nicht so sehr, wenn sie mir zu nahe ist.

Meine Schwiegermutter ist, wie die meisten anderen Frauen auch, von dieser für Männer völlig unbegreiflichen zwanghaften Manie befallen, sich mindestens drei-, viermal am Tag umziehen zu müssen. Jetzt trägt sie ein Shirt mit blauen und weißen Querstreifen – spontan möchte ich ihr zurufen: Ahoi, Matrosen! Alle Mann nach Achtern! -, dazu eine beigefarbene kurze Hose, deren Beinausschnitte viel zu weit sind, wodurch ihre nackten käsig weißen Beine aussehen wie zwei zu kurz geratene Stelzen. Ein furioser Anblick. Allein dafür hat sich das Sitzen auf dem Balkon für mich heute schon gelohnt.

„Heiße ich Pascal?“, frage ich zurück.

„Äh?“, fragt sie.

Es ist meine Schuld. Ich habe zwischen ihrer Frage und meiner Antwort zuviel Zeit verstreichen lassen. Dann verliert sie den Überblick und sie ist aus dem Kontext (nicht, dass sie wissen würde, was Kontext bedeutet), weshalb sie dann ihre Frage einfach wiederholt.

„Hast du mich nicht rufen hören, Adam?“

Ich trage es ihr immer noch ein wenig nach, dass ihr diese blöde Tischdecke wichtiger gewesen ist als mein verletzter Fuß, weshalb ich antworte: „Ach? Das warst du? Ich dachte, irgendwelche Hunde würde bellen.“

Gehässigkeiten aller Art ignoriert meine Schwiegermutter einfach. Sie hört sie gar nicht. Sie kann das.

Sie hört eh niemanden wirklich zu.

Sie beugt sich übers Geländer und inspiziert den Balkon. „Gell, Bascal ist nicht da?“, fragt sie.

Ich kenne niemanden, der so unnütze Fragen stellen kann wie Evas Mutter.

„Als er dich hat rufen hören, da ist er tot ungefallen“, stichele ich.

Wieder kein Treffer. Sie hört gar nicht, was ich sage. In punkto Ignoranz ist diese Frau echt unschlagbar.

Das macht mich richtig fertig.

„Ich wollte ihn fragen, ob er seinem Opa helfen würde, den Rest der Wiese zu mähen. Ich muss nachher noch auf den Friedhof. Blumen aufs Grab stellen. Morgen ist ja Sonntag“, sagt sie.

„Ich dachte, ihr seid fertig mit mähen“, entgegne ich.

„Ach, wo“, wehrt sie ab. „Das muss ja alles richtig und ordentlich gemacht sein. Ich frage mich immer, wer das alles mal machen soll, wenn wir nicht mehr sind.“

„Das frage ich mich auch“, erwidere ich.

Ich habe mit Rasenmähen und Gartenarbeit so gar nichts am Hut.

„Na, du wirst es bestimmt nicht machen. Da wird bald alles verwildert und verlodert sein“, beklagt sie sich.

„Bist du mal sterben wirst, das dauert noch Jahrzehnte“, beruhige ich sie. „Da sterbe ich längst vor dir. Ich bin nämlich sensibel. Und sensible Menschen sterben früher als du. Das ist wissenschaftlich erwiesen.“

„Wenn es nur wahr wäre“, seufzt Schwiegermama.

Eine nette, sympathische Frau, denke ich mir.

„Schickst Pascal dann runter, ja?“, ordnet sie an.

„Da muss man ihn erst mal fragen“, entgegne ich. „Er ist am Lernen. Ich weiß nicht, ob er Zeit und Lust hat.“

„Ja eben“, beharrt Evas Mutter. „Frag’ ihn und schicke ihn dann nach unten.“

„Geh’ hinein und frag’ ihn selbst“, fordere ich sie auf.

„Meine Schuhe sind dreckig. Voller Gras. Mach du das. Ich sage deinem Schwiegervater bescheid“, entgegnet sie, während sie bereits die Treppe hinunter geht.

Na gut, ich werde ihn fragen, denke ich mir. Aber du hast ja nicht gesagt, wann genau ich ihn fragen soll.

Irgendwie liebe ich diese Spielchen mit meiner Schwiegermutter sogar.

Ich zünde mir eine Zigarette an und schenke mir Kaffee nach.

Ich habe Zeit. Mich haben ungemähte Rasen und Wiesen noch nie gestört.

Das sogenannte Klavierspiel der Nachbarin hat aufgehört. Gott sei Dank! Vielleicht ist ihrem Gatten das Wachs aus den Ohren gefallen und er hat sie erschlagen, denke ich mir.

Träumen darf man ja.

Ich fange gerade an, zum dritten Mal die Ruhe genießen zu wollen, als Melanie und ihre Freundin Beate gackernd und kichernd auf den Balkon kommen. Ich frage mich, warum zwei so hübsche junge Frauen bei solch herrlichem Sommerwetter nicht unterwegs sind oder zum Baden am See, und was sie auf meinem Balkon zu suchen haben?

Dann sehe ich es.

Sie halten große, gut gefüllte Cocktailgläser in den Händen.

Die beiden nehmen mir gegenüber Platz und beachten mich gar nicht, so als sei ich überhaupt nicht anwesend.

Sie unterhalten sich über ICQ und Chatrooms und wer wann wenn wie zugetextet hat. Heutzutage geht man nicht mehr schwimmen, sondern lieber simsens.

Manchmal denke ich mir, dass es für viele der jungen Leute ein echter Schock sein müsste, wenn ihnen jemand erklären würde, dass es außer der virtuellen auch noch eine ganz reale Welt gibt. Vielleicht würden sie denjenigen aber auch nur für einen Spinner halten, der ihnen Ammenmärchen erzählen will.

Während Beate meiner Tochter erzählt, dass ein gewisser *Robinwutz* – die haben in der virtuellen Welt des Internets alle so merkwürdige Namen – irgendetwas verpeilt hat und der Typ in tausend Jahren keine Checkung hätte, wie man cool abhillt, versuche ich herauszufinden, was die beiden in ihren Gläsern haben.

Sieht irgendwie aus wie Eistee. Aber wozu haben sie dann diese kleinen Schirmchen aufgesteckt? Macht man das neuerdings so? Da ich ja nicht neugierig bin, frage ich die beiden einfach.

„Was habt ihr euch denn da originelles zusammen gemixt?“

„Pina Colada“, sagt Melanie.

„Das sieht man doch“, bekräftigt Beate.

Nun bin ich wahrlich kein ausgewiesener Experte in Sachen Cocktails, aber ich weiß, dass eine Pina Colada anders aussehen sollte als das, was die beiden da in ihren Gläsern haben. Irgendwie heller.

„Ziemlich dunkel eure Pina“, sage ich.

„Es war kein weißer Rum da“, meint Melanie. „Nur der dunkle, den Mama für die Rumtorte nimmt.“

Beate hebt ihr Glas. „Wenn man es gegen das Licht hält, wird es heller.“

Ich greife mir Melanies Glas und genehmige mir einen Schluck.

Ein abartiger Geschmack traktiert meinen empfindlichen Gaumen. Mir würde es glattweg die Schuhe ausziehen, wenn ich welche an hätte.

„Geiles Karibik-Feeling, wie?“, fragt Melanie.

„You are cool Rasta-Mann“, sagt Beate.

„Ein komischer Ananassaft, den ihr da hineingeschüttet habt“, sage ich mit immer noch verbissenem Mund.

„Kirschsafft“, jauchzt Beate.

„Ananas ist out“, meint Melanie.

„Und Kokosnussmilch hattet ihr auch keine, wie man sieht“, sage ich.

„Doch haben wird“, sagt Melanie.

„Aber wir kriegen die doofe Kokosnuss nicht auf“, erklärt Beate. „Die ist so uncool hart.“

„Apropos“, sagt Melanie. „Du musst ein neues Fleischmesser kaufen. Unseres hat jetzt nur noch eine halbe Klinge. War ein billiges Messer, wie?“

Gerade hatte ich noch überlegt, ob ich eine Säge holen sollte, um den beiden eine väterliche Gefälligkeit zu erweisen, aber nach dieser traurigen Eröffnung verwerfe ich dieses spontane Hilfsangebot sogleich wieder.

Auch meine Hilfsbereitschaft hat ihre Grenzen und endet spätestens bei einem zerbrochenen Fleischmesser. Was habe ich dieses Messer geliebt. Das habe ich tatsächlich vor langer Zeit sehr preisgünstig erworben und ich war all die Jahre so stolz gewesen, dass es mir so gute Dienste geleistet hat. Und nun? Wegen einer Pina Colada, die gar keine ist, hingemeuchelt von rabiater jugendlicher Hand.

Ich hätte große Lust den beiden die Kokosnuss an den Kopf zu werfen. Aber ich bin ja Pazifist. Da darf man so etwas nicht.

Dabei würde ich nur zu gerne einmal Amok laufen. Einfach so. Und wenn es nur deshalb wäre, um einen Teil meiner Namensliste abzuarbeiten, die ich mir im Geiste schon seit Jahren angelegt habe. Aber wie ich mich kenne, hätte ich wieder mal Pech und die meisten, die auf meiner Liste stehen, wären dann gerade nicht zuhause und ich hätte unnötig Benzin verfahren. Und Tage vorher Briefe zu versenden, mit dem Vermerk: *Achtung! Am Fünfzehnten dieses Monats Adams großer Amoklauf! Bitte unbedingt zuhause bleiben und unbewaffnet sein*, wäre auch irgendwie blöd.

Ich beschließe, die beiden Mädels sowohl ihrer verkorksten Pina Colada als auch ihrem weiteren Schicksal zu überlassen und mich ins Wohnzimmer zu meiner Musik-DVD zu verkrümmeln, als plötzlich Eva neben mir steht und mir einen kleinen Zettel unter die Nase hält.

„Ich habe dir alles aufgeschrieben, Adam“, sagt sie.

Ich bin etwas irritiert.

„Was hast du aufgeschrieben?“, will ich wissen. „Etwa wie sehr und vor allem weshalb du mich so sehr liebst? Dafür ist es aber ein kleiner Zettel.“

„Ich weiß nicht, warum ich dich liebe“, entgegnet Eva. „Ich tu’s einfach. Der Himmel weiß warum. Die Götter müssen verrückt sein.“

„Und das hast du auf dieses Stück Papier geschrieben?“, will ich wissen.

„Da steht geschrieben, was du einkaufen sollst“, klärt meine Frau mich auf.

„Das fällt dir aber reichlich früh ein, dass wir noch einkaufen müssen“, gebe ich zu bedenken. „Ich dachte, das hättest du bereits gestern erledigt.“

„Das habe ich auch“, sagt sie.

„Das verstehe ich jetzt nicht“, erwidere ich.

Ich fasse mir an die Stirn. Vielleicht habe ich vorhin doch einen Hitzschlag abbekommen oder das Gejaunere der Nachbarin hat mir den Verstand geraubt oder der Anblick meiner Schwiegermutter oder die Pina Colada, die in Wahrheit ein Rum-Kirschsaft-Getränk ist oder alles zusammen.

Es gibt Situationen, in denen man als einfach strukturierter Mann dann irgendwann mal schlichtweg den Überblick verliert. Und ich bin ein Mann. Und auch noch ein einfach strukturierter.

„Du verstehst mich so selten, Adam“, höre ich Eva sagen. „Gestern wusste ich noch nicht, dass Pascal kommen würde. Und Beate bleibt auch zum Essen. Du bleibst doch, Beate, oder?“

„Oh ja, gerne“, jubiliert diese.

Ich überlege, was die Freundin meiner Tochter voraussichtlich beim Grillen vertilgen wird und setze dies im Geiste auf die Verpflegungsrechnung, über die ich seit Jahren genauestens Buch führe, und die ich eines Tages ihren Eltern präsentieren werde. Von dem Geld will ich mit Eva eine Weltreise machen.

Ich überfliege den Einkaufszettel. Eva hat eine sehr schöne Handschrift. Ich lese gerne, wenn sie etwas geschrieben hat, nur nicht ihre Einkaufslisten. Da stehen immer so viele und so unnütze Sachen drauf, die mich nur Geld kosten.

Es sind zwei Personen mehr zum Grillen da als ursprünglich geplant, weshalb ich nicht so recht verstehen kann, warum da auf diesem Zettel gleich vier Steaks, sechs Würste, zwei Salate, ein Baguette und drei Grillsaucen mehr drauf stehen.

Ich traue mich aber nicht, nach dem Grund zu fragen. Außerdem kenne ich die Antwort bereits im voraus.

„Was zuviel ist, kann ich einfrieren“, würde Eva sagen.

Das hat sie von ihrer Mutter. Alles in die Tiefkühltruhe. Je mehr desto besser. Und möglichst nichts mehr davon jemals wieder herausholen. Eine nur halbgefüllte Truhe wäre ja auch die reinste Platzverschwendung. Evas Mutter hat sogar zwei Gefriertruhen. Eine für sich und eine für ihren Gatten. Außerdem könnten ja mal wieder schlechte Zeiten kommen.

Zuweilen hege ich den Verdacht, dass unsere Elterngeneration es nicht wirklich verstehen kann, dass nun schon so viele Jahrzehnte kein Krieg mehr gewesen ist. Irgendwie scheinen sie tagtäglich auf den Ausbruch eines solchen zu warten. Schließlich muss all das Horten und Hamstern ja irgendwie einen Sinn ergeben. Das meinen sie zumindest.

Stattdessen frage ich: „Warum ich? Melanie kann auch zum Supermarkt fahren. Wozu habe ich ihr das Auto gekauft?“

Meine Tochter reagiert schnell. Sie hebt ihr Cocktailglas und sagt: „Alkohol. Nicht hinters Steuer.“

„Außerdem haben wir megawichtige Diskussionen“, pflichtet Beate ihr bei.

„Und Pascal?“, frage ich.

„Er ist beim Lernen. Stör’ ihn nicht“, sagt Eva.

In diesem Moment schallt Schwiegermutter *Bascal* von unten her. „*Atam, wo pleipd er tenn?*“

Eva beugt sich über die Brüstung. „Lasst doch den armen Bub in Ruhe. Er ist beschäftigt“, ruft sie ihrer Mutter zu.

Ich höre Schwiegermutter irgendetwas vor sich hingrummeln, kann aber nicht verstehen, was sie sagt.

Das gibt Stress, denke ich mir. Vielleicht hätte ich doch Pascal sofort fragen sollen.

Ich beschließe, mich umgehend auf den Weg zum Supermarkt zu begeben. Soll Eva die Angelegenheit mit ihrer Mutter klären. Sie kann das sowieso viel besser als ich. Außerdem stehen sich die beiden verwandtschaftlich viel näher. Ich bin eh nur angeheiratet.

„Ich fahre dann mal“, sage ich und verschwinde vom Balkon.

Eva hat mich gar nicht gehört. Ich höre sie ihrer Mutter zurufen: „Dann geh’ du zum Friedhof. Ich komme dann runter und helfe Vater.“

Beinahe verspüre ich so etwas wie ein schlechtes Gewissen Eva gegenüber. Nun bleibt die Deppenarbeit, das gemähte Gras zusammenzuklauben, wieder einmal an ihr hängen. Sie ist viel zu nachsichtig mit allen.

Andererseits denke ich mir: Sie ist alt genug, um sich durchzusetzen. Sie muss lernen, auch mal nein sagen zu können. Bei mir kann sie das doch auch ohne Probleme. Zudem hat sie mich soeben zum Laufburschen des Grillabends degradiert, da kann sie im Gegenzug auch ein wenig Gras auflesen.

Sofort ist mein schlechtes Gewissen wieder verschwunden. Ich mag es nicht, wenn Dinge mich mental belasten.

Während ich den Einkaufskorb, meine Geldbörse und mein Handy einsammle, höre ich Schwiegervaters Rasenmäher von neuem starten. Dieser Mann mag ja vieles haben, aber eines hat er garantiert nicht: Geduld. Während Eva und ihre Mutter am Balkon draußen noch miteinander palavern, mäht mein Schwiegervater fröhlich vor sich hin. Wer später das geschnittene Gras aufsammelt ist im völlig Schnuppe. Hauptsache, es wird aufgelesen.

Während ich die Treppe hinunterlaufe, denke ich mir noch: Adam, du läufst heute aber irgendwie komisch. Und es fühlt sich auch irgendwie merkwürdig an den Füßen an. Erst als ich vor die Haustür trete und mir auf den von der Sonne aufgeheizten Bodenplatten beinahe die nackten Füße verbrenne, bemerke ich, dass ich keine Schuhe an habe.

Ich stelle den Einkaufskorb ab und eile zurück nach oben.

Ich Flur begegne ich meinem Sohn.

„Warst du weg?“, fragt er erstaunt.

„Einkaufen“, hechele ich.

Das Treppensteigen strengt mich neuerdings ziemlich an. Entweder rauche ich zuviel oder ich werde wirklich alt oder beides. Ich sollte wieder mehr Sport treiben. Aber das strengt mich auch an. Fitness an sich ist ja eine prima Sache. Aber doch nicht, wenn man sich dafür quälen muss.

„Schade“, sagt Pascal.

„Äh?“, frage ich. Für ein vornehmes *Wie bitte?* fehlt mir noch die Luft.

„Du hättest mir Zigaretten mitbringen können“, meint Pascal. „Mir geht der Vorrat zur Neige. Na ja, muss ich eben von deinen rauchen.“

„Ich meinte, dass ich auf dem Weg zum Einkaufen bin“, stelle ich klar.

„Du kaufst hier ein? Bei dir selbst?“, fragt mein Sohn.

Ich weiß genau, dass er mich verulken will. Aber ich erteile ihm keine Rüge deswegen. Der Junge soll ja auch ein bisschen Spaß im Leben haben.

„Hab’ was vergessen. Bin auf dem Weg“, sage ich.

Ich drücke Pascal den Einkaufszettel in die Hand. „Schreib’ auf, was du brauchst. Ich vergesse es sonst nur. Weißt du, wo meine Schuhe sind?“

Ich suche meine Mokassins, kann sie aber nicht finden.

Eva und ihr Ordnungssinn. Ständig räumt sie auf und Sachen weg und ich finde dann nichts mehr.

Ich muss zu Eva. Ich bin so verdammt abhängig von dieser Frau. Und das in so vielem.

Wir begegnen uns in der Küche.

„Du bist schon wieder zurück?“, fragt Eva.

„Wo sind meine Schuhe?“, platzt es aus mir heraus.

„Dort, wo sie hingehören“, ist alles, was sie dazu sagt.

Ich überlege, wo das sein könnte. Ich weiß, wir haben einen Schuhschrank. Und ich weiß auch, dass da Schuhe drin sind. Viele Schuhe sogar. Evas Schuhe, Melanies Schuhe, aber nur ganz selten meine Schuhe. Ich weiß nicht genau warum meine Schuhe von den anderen separiert werden, aber ich glaube das hängt irgendwie mit meinem Fußpilz zusammen. Offensichtlich befürchtet Eva, es könnten irgendwelche Keime überspringen. In diesem Haus werde ich behandelt wie ein Aussätziger. Nicht einmal die Leprakranken in *Ben Hur* wurden derart diskriminiert. So allmählich dämmert es mir auch, warum niemand in diesem Haus mir die Füße küssen will. Dabei ist mein Fußpilz nicht ansteckend. Definitiv nicht. Da er ja eindeutig psychosomatischer Natur ist. Am Ende ist es doch nur eine Neurodermitis und ich war nur bei unfähigen Dermatologen gewesen.

„Und wo gehören sie hin?“, frage ich.

Eva verdreht die Augen. „Nun sage ich es dir zum hunderttausendsten Male. Deine Schuhe sind hinten im Speicher. Gleich neben den gelben Müllsäcken.“

Klar, da gehören sie ja auch hin, denke ich mir.

Ich suche die ganze Speicherkammer ab und finde alles mögliche, nur nicht meine Schuhe. Ich entdecke sogar die Stichsäge, von der ich angenommen hatte, Evas Bruder hätte sie.

Eva kommt mir nach. Sie spürt immer ganz genau, wann ich ihre Hilfe am nötigsten habe.

„Was kramst du dort hinten in der Ecke herum, Adam?“, fragt sie.

„Ich bin am suchen“, entgegne ich.

„Ich sagte: neben den Müllsäcken. Die sind hier.“ Sie deutet auf die Säcke am anderen Ende des Speichers.

„Dort habe ich nachgesehen. Nichts“, sage ich.

Sie bückt sich und mit einem einzigen gezielten Griff hebt sie meine Mokassins in die Höhe und hält sie mir triumphierend vors Gesicht.

„Und was ist das?“, fragt sie.

„Es ist aber auch so verdammt dunkel hier drinnen“, rechtfertige ich mich.

„Du hättest dir ja Licht machen können. Aber der teure Strom, nicht wahr?“, stichelt Eva.

„Wenn es draußen hell ist, gibt es drinnen kein Licht. Altes Mouson’sches Prinzip“, sage ich.

Ich nehme ihr die Schuhe aus den Händen, schlüpfe hinein und verlasse meine Frau ohne ein weiteres Wort.